



„Wie kamen die darauf, die Frauen schweigen zu lassen?“

Eine Begegnung mit Hitler. Die großen Egos der Gruppe 47. Der Suizid ihres Sohnes. Inge Jens, die 94-jährige Autorin und Witwe von Walter Jens, blickt im Gespräch mit MORITZ AISSLINGER UND MALTE HENK auf ihr Leben zurück

Von Moritz Aisslinger und Malte Henk, DIE ZEIT, 28.10.2021

DIE ZEIT: Frau Jens, Sie und Ihr 2013 verstorbener Mann galten als das intellektuelle Traumpaar der alten Bundesrepublik. Was machte Ihre Liebe aus?

Inge Jens: O Gott, fragen Sie mich was Leichteres. Es war keine Liebe auf den ersten Blick. Sie entwickelte sich. Wir hatten gleiche Interessen, wir mochten uns. Ich konnte Sachen, die er nicht konnte, und umgekehrt. Wir ergänzten uns gut.

ZEIT: Es gibt einen Brief von Marcel Reich- Ranicki, viele Jahre der beste Freund Ihres Mannes, in dem er an ihn schreibt, dass »jeder Tag mit Inge für Dich immer wieder ein Glück sondergleichen« sei und dass »Du mit ihr schon beim Frühstück ›kommuniziert‹ – und dergleichen mehr«. War das so?

Jens: Das war wohl so.

ZEIT: Fehlt er Ihnen?

Jens: Jein. Als Partner war er durch seine lange Demenz-Zeit am Ende ja schon länger nicht mehr anwesend. Nach seinem Tod kam er mir wieder näher. Heute denke ich viel an ihn. Ich rede auch mit ihm und frage ihn, was er zu bestimmten Dingen gesagt oder was er getan hätte. Er ist sehr präsent in meinem Leben. Es stimmt schon: Man lebt durchaus mit den Toten weiter.

Ein Freitagnachmittag in Tübingen, der Stadt, von der Inge Jens sagt, sie sei mit ihr verwachsen – seit mehr als siebzig Jahren lebt sie hier. Nach dem Tod ihres



Mannes zog sie in eine Dreizimmerwohnung in einem Seniorenstift. Da sitzt sie jetzt in einem Sessel, groß, dünn, 94 Jahre alt. Im Bücherregal: Werke von Walter Jens, dem Schriftsteller, Rhetorik-Professor und Redner, der zu allem etwas zu sagen hatte, zur Politik, zum antiken Drama und zur neuesten Literatur, zur Fußballnationalmannschaft und, in der ZEIT, zum Fernsehprogramm – als »Momos« war er von 1963 bis 1985 der berühmteste TV-Kritiker der Republik. Außerdem Bücher von ihr, Inge Jens: über Thomas Mann, über die Demenz ihres Ehemanns, über ihr eigenes Leben. Dann ist da noch ein Buch, das in diesem Sommer erschien. »Die Freiheit zu leben – und zu sterben«, ein posthumes Werk des älteren Sohns. Der Journalist Tilman Jens hat sich 2020 im Alter von 65 Jahren das Leben genommen. Um ihn wird es am Ende dieses Gesprächs gehen.

ZEIT: Ernst Rowohlt, der Verleger Ihres Mannes, stellte Sie 1950 seinen Mitarbeitern so vor: »Dies ist die Braut von Walter Jens. Nicht das, was ihr denkt, sondern seine richtige.« Sie hatten nicht nur mit Rowohlt und Reich-Ranicki zu tun, sondern auch mit Günter Grass, Martin Walser, Paul Celan, Lorient. Wie haben Sie es geschafft, in den Augen all dieser Egos mehr zu werden als »die Braut von«?

Jens: Darüber habe ich noch nie nachgedacht. Vielleicht hat es geholfen, dass mein Vater sich als Erstgeborenen einen Sohn gewünscht hatte. Deshalb hat er mich als Jungen erzogen. Mein Vater konnte wenig mit Töchtern, mit Mädchen generell anfangen. Er hätte lieber eine Galerie von Jungs gehabt. Nun ja, das klappte nicht ganz.

ZEIT: Sie kommen aus Hamburg. Ihr Vater war Chemiker. Und SS-Sturmführer.

Jens: Er war kein hauptamtlicher Sturmführer. Militärisch war er gar nicht. Er mochte es bei der SS, weil er da mit seinen ganzen Jungs zusammen sein konnte. Wenn ich es rückblickend bewerten müsste, würde ich sagen, mein Vater war vielleicht schwul. Er war absolut auf Jungs ausgerichtet.



ZEIT: Als Zehnjährige haben Sie 1937 einen Aufsatz geschrieben, anlässlich eines Besuches Hitlers in Hamburg, am Bahnhof Dammtor. »Er gab uns allen die Hand und fragte uns: Wie alt wir wären, wo wir wohnten, u. ob Renate und ich Geschwister wären, und wie wir in die Empfangshalle kämen. Dies beantworteten wir ihm. Dann mußten wir wieder weg. Wir strahlten alle.«

Jens: Mein Gottchen, meine Schwester Renate hat sich hinterher drei Tage lang die Hände nicht gewaschen. Wir waren als Kinder völlig unkritisch. Wir sind danach fröhlich nach Hause gekommen und haben meine Mutter von oben bis unten bequatscht. Sie bestand darauf, dass wir unser Erlebnis aufschreiben. Daher dieser irre Aufsatz.

ZEIT: Erinnern Sie sich noch an das Gefühl, das Sie hatten, als Hitler Ihnen die Hand gab?

Jens: Als er die Treppen bei den Fernbahngleisen herunterschritt, raunten die Leute: Der Führer kommt! Alle waren natürlich aufgeregt. Als er uns dann die Hand gegeben und mit uns gesprochen hat, schwang da auch ein Hauch von Enttäuschung mit. So toll war es dann auch nicht. Es war schon toll, aber eben nicht das Maximum an Tollheit.

ZEIT: Der jüdische Schriftsteller Ralph Giordano, der mit Ihrem späteren Mann in Hamburg aufs Gymnasium ging, musste die Schule 1940 verlassen. Nahmen Sie als Kind wahr, wie in Ihrer Schule, in Ihrer Nachbarschaft Menschen verschwanden?

Jens: Nein. Nun wohnten wir in Wandsbek, und das ist kein Stadtteil, in dem viele Juden lebten. Wenn ich primitiv antworten müsste, würde ich sagen: Ich wusste damals gar nicht, was ein Jude ist. Das war keine Kategorie für mich als kleines Mädchen. Mit 15, 16 Jahren verschob sich das Bild natürlich.

ZEIT: Da gab es, vor allem 1943, die Luftangriffe auf Hamburg.

Jens: Das war schlichtweg schrecklich. Ich spielte damals Cello. Mit der Spielschar fuhren wir durch ganz Deutschland, von Lazarett zu Lazarett, und beglückten die Soldaten mit Konzerten. Eine Art Truppenbetreuung. Für mich war das



unpraktisch, weil ein Cello, wie Sie sich vorstellen können, etwas unhandlich ist auf Reisen. Als wir zurückkehrten von einer dieser Fahrten, kamen wir nicht über die Elbe. Wir saßen in Harburg am Bahnhof fest. Von drüben, aus Hamburg, kamen die Züge mit den Ausgebombten, die aus dieser brennenden Stadt gefahren wurden. Ich sah eine Frau mit einem Sack über der Schulter. Ich fragte sie, ob ich ihr beim Tragen helfen könne. Sie fuhr mich an: »Lass mein Kind in Ruhe!« Sie trug ihr totes Kind in dem Leintuch. Das ist so eines dieser Bilder, die sich mir für immer eingepägt haben.

ZEIT: Wie kamen Sie nach Hause?

Jens: Als wir wieder nach Hamburg konnten, lief ich mit meinem Cello durch diese Kriegslandschaft. Überall Trümmer. Trümmer, Trümmer, Trümmer. Alles brannte.

ZEIT: Sie liefen nach Hause?

Jens: Ja. Es war kein Mensch da, als ich heimkam. Ich kletterte in unser Haus, die Fenster waren geborsten. Dabei schnitt ich mich an der Hand, schauen Sie, die Narbe habe ich immer noch. Dann kam ein Nachbar, der Optiker Weser. »Sind's die Gläser, geh zu Weser« – steht das heute noch in Hamburg auf allen Straßenbahnen?

ZEIT: Nicht dass wir wüssten.

Jens: Herr Weser war ein respektierter Mann. Er sagte: »Dein Vater hat deine Mutter und deine Geschwister aus der Stadt gebracht, zu Freunden.« Am Abend kam dann mein Vater. Später, in den letzten Kriegsmonaten, zogen wir nach Holzminden. Ich hing ein bisschen in der Luft, Schule war nicht. Ein Arzt in einem Krankenhaus, der mich wegen eines Bänderrisses untersuchte, sagte: »Sie können morgen früh hier anfangen.« Er schonte mich nicht. Einmal kam ein 15-jähriger Junge auf unseren Tisch. Er war bombengeschädigt. Dem haben sie das ganze Bein abgenommen, so richtig aus der Hüfte herausgeschnitten. Manchmal stand ich bei den OPs mit einem Anatomiebuch daneben, weil die Ärzte kaum mehr was sahen. Die Granatsplitter suchen sich eben nicht aus, wo sie hinfliegen.



ZEIT: Frau Jens, Sie entstammen einer merkwürdigen Generation. Sie haben Nationalsozialismus und Krieg miterlebt und wurden davon geprägt. Aber 1945 waren Sie erst 18. Die Zukunft stand Ihnen offen.

Jens: Na ja. Eigentlich wollte ich Medizin studieren. Aber als Mädchen hatte man 1945 null Chance. Weil die Jungs nach Hause kamen, und die sollten ja nun das Volk wieder aufforsten. Sie bekamen die ganzen Studienplätze.

ZEIT: Empfanden Sie das als ungerecht?

Jens: Ungerecht? Ich fand es einfach blöd. Ich habe stattdessen Haarnadeln verkauft. Was sich halt gerade anbot. Hat mir nicht geschadet!

ZEIT: Im Mai 1949 waren Sie 22 und gingen nach Tübingen, um Literaturwissenschaft und Bildungsgeschichte zu studieren. Sie zogen bei einer Zimmerwirtin ein, bei der noch ein anderer Hamburger lebte, Ihr späterer Ehemann Walter Jens.

Jens: Er wohnte oben, ich unten. Den Briefkasten teilten wir uns. Wenn er ihn leerte, schaute er sich also auch die Umschläge an, die an mich adressiert waren. Ich glaube, ich bin für ihn erst dadurch interessant geworden, dass ich Briefe ohne Absender darauf bekam. Da fing seine Romancier-Fantasie an zu spinnen: Aha, die hat einen Freund in Hamburg, das darf nicht öffentlich werden. Und so schwer war das ja auch nicht zu erraten: Ich hatte einen Freund in Hamburg. Wir hätten bestimmt geheiratet, wenn er nicht schon verheiratet gewesen wäre. Die übliche Geschichte. Nix Besonderes.

ZEIT: Erinnern Sie sich an die erste Unterhaltung mit dem anderen, mit Walter Jens?

Jens: Er sagte zu mir: »Ich habe eine gute Bibliothek bei mir oben im Zimmer. Wenn Sie etwas lesen wollen, kommen Sie rauf.« In der Tat, er hatte für ein Studentenzimmer eine recht gute Bibliothek. Er saß da im Mantel, Mütze auf, Schal umgebunden. Und das, obwohl er einen Ofen im Zimmer hatte und draußen auf dem Flur einen riesigen Haufen Brennholz. Die Franzosen hatten ihm das Holz geschenkt.



Sie waren ja sehr intellektuellenfreundlich, und er lehrte damals schon als Altphilologe an der Universität. Doch er wusste nicht, wie man einen Ofen heizt. Er war schwerer Asthmatiker, und seine Mutter hatte ihn in seiner Kindheit ungeheuer geschont und ihm eingebläut: »Körperlich ist nicht so viel los mit dir. Deshalb musst du ein Geistesriese werden.« Was natürlich furchtbar ist. So kamen wir ins Geschäft: Ich heizte seinen Ofen, dafür gab er mir Griechisch-Unterricht. Mit der Pointe, dass ich seinen Ofen bis zum Schluss heizte und Griechisch bis heute nicht kann.

ZEIT: Sie haben uns die Erlaubnis gegeben, zur Vorbereitung dieses Interviews in der Akademie der Künste in Berlin den Nachlass von Walter Jens und Ihren Vorlass anzusehen. Wir fanden dort Ihr Lernheft aus dieser Zeit mit dem Titel »Willi Jens' fröhlicher Unterricht für Inge Puttfarcken«.

Jens: Die eine bin ich, der andere ist er!

ZEIT: Nach einer Übung, die Sie anscheinend mit Bravour gemeistert haben, hat Walter Jens geschrieben: »Verbesserung: 4 Küsse!«

Jens: Es sind nicht die einzigen in unserer 62-jährigen Ehe geblieben.

ZEIT: Sie sind sich während der Zeit des Griechisch-Unterrichts nähergekommen?

Jens: Das Griechisch unterblieb schnell. Wir sind uns nähergekommen, ohne es wirklich zu merken.

ZEIT: Er war ein junger Intellektueller wie aus dem Lehrbuch: witzig, frech und hochintelligent, kränklich und ungeschickt.

Jens: Aber wirklich vollkommen ungeschickt, auf vielen Gebieten. Dafür mit einer Begabung: die Dinge, die er nicht konnte, an andere Leute zu delegieren, meistens weiblichen Geschlechts, die ihm dann zuarbeiteten – und ihm gelegentlich auch mal den Ofen heizten.

ZEIT: Als Sie zueinanderfanden, hatte Ihr Mann schon zwei Bücher bei Rowohlt veröffentlicht.



Jens: Ja, das stimmt. Ernst Rowohlt lernte ich dann auch bald kennen. Unser Verhältnis war ungeheuer gut. Sein Sohn Harry war damals noch ein junger Steppke. Ich sagte zu ihm: »Wie heißt du?« Er antwortete: »Harry Rowohlt Verlag!«

ZEIT: Ernst Rowohlt war 1951 auch zu Gast auf Ihrer Hochzeitsfeier.

Jens: Nach der Feier nahm er mich beiseite und sagte: »Junge Frau, Sie haben einen Schriftsteller geheiratet. Es wird vorkommen, dass man seine Bücher verreit. Wenn er antworten will, nehmen Sie ihm den Bleistift aus der Hand! Niemals antworten! Nie!«

ZEIT: Mussten Sie ihm denn mal den Bleistift aus der Hand reißen?

Jens: Mehrfach. Wenn er wütend war wegen einer Rezension, und das kam häufiger vor, sagte ich: »Denk an Rowohlt!« Und er: »Stimmt. Der Alte hatte recht.«

ZEIT: Ihr Mann nahm Sie auch mit zur Gruppe 47, dem von Hans Werner Richter ins Leben gerufenen Kreis der Schriftsteller, die die deutsche Nachkriegsliteratur prägten. Erinnern Sie sich an Ihr erstes Treffen?

Jens: Mein Mann hatte Geld für ein Hörspiel erhalten, 1000 oder 2000 Mark. Er fragte mich, was er damit machen solle. Ich sagte: »Musst du wissen.« Er: »Ich würde mir so gerne ein Auto kaufen. Wenn ich nur jemanden wüsste, der es fahren könnte.« Ich: »Fahren würde ich es, wenn es mir jemand kauft. Auf der Basis könnten wir vielleicht handelseinig werden.« Er kaufte sich dann ein Maicomobil, diesen Motorroller. »Das Auto mit den zwei Rädern«, wie es genannt wurde. Damit sind wir zur Gruppe 47 gefahren.

ZEIT: Günter Grass, Günter Eich, Siegfried Lenz, Hans Magnus Enzensberger und viele andere später weltberühmte Autoren haben bei diesen Treffen aus ihren Werken vorgetragen.

Jens: Ich weiß noch, wie einmal ein Mann etwas zu spät den Raum betrat. Wir dachten alle, das sei der Hausmeister, so sah er zumindest aus. Richter fragte: »Was kann ich für Sie tun?« Der Mann antwortete im rheinischen Singsang: »Mein Name ist Böll. Ich soll hier lesen.«



ZEIT: Nach den Lesungen wurde immer viel diskutiert. Haben Sie sich da eingemischt?

Jens: Nein. Die Frauen schwiegen in der Kirche. Es war ganz merkwürdig. War man nur das weibliche Anhängsel, hatte man den Mund zu halten.

ZEIT: Nicht so sympathisch.

Jens: Nur wenn Sie selbst Schriftstellerin waren, durften Sie mitreden. Aber auch Ingeborg Bachmann hat selten etwas gesagt. Ilse Aichinger so gut wie nie.

ZEIT: Es ist ja bis heute ein Thema, dass Männer manchmal sich selbst lieber reden hören als Frauen.

Jens: Das war schon damals so! Im Nachhinein finde ich es blöde. Ich meine, [wie kamen die darauf, die Frauen schweigen zu lassen](#)? Einige der Frauen wie Inge und Ilse waren berühmter als die Männer. Warum sollten die den Mund halten?

ZEIT: Waren Sie mit den beiden befreundet?

Jens: Mit Ilse hatte ich ein engeres Verhältnis. Inge Bachmann kannte ich nicht so sehr, sie blieb mir im Grunde fremd. Ich sehe sie heute noch vor mir, Minirock, im Mund eine ganz lange Zigarettenspitze, halb Vamp, halb Kärntner Mädchen.

ZEIT: Über die Tagung 1952 in Niendorf schrieb Walter Jens hinterher: »Ein Mann namens Paul Celan (niemand hatte den Namen vorher gehört) begann, singend und sehr weltentrückt, seine Gedichte zu sprechen«. Ein Auftritt, der in die Literaturgeschichte einging: Celan trug zum ersten Mal das vielleicht bedeutendste Gedicht des 20. Jahrhunderts vor. Die *Todesfuge*.

Jens: Das war unglaublich. Celan setzte sich nach vorn und las. Doch er las in diesem ganz pathetischen, im Kreis all dieser Neorealisten verpönten Singsang. Einige lachten laut. Ich wäre nicht auf die Idee gekommen, aber ich konnte die verstehen, die es taten. Celans Auftritt war für die einen heilig, für die anderen lächerlich. Richter ließ dann Walter Hilsbecher, der eine professionelle Sprecher-Ausbildung hatte, den Text noch einmal vortragen. So erst merkten die Teilnehmer, dass es sich um kein



ganz unbedeutendes Gedicht handelte. Celans Lesung war einer der unguuten Momente der Gruppe 47. Später hat er uns oft in Tübingen besucht.

ZEIT: Was war er für ein Mensch?

Jens: Bei Celan nahm alles gleich so existenzielle, dramatische Formen an. Er war, das muss man schon auch sagen, eine Mimose. Immer wenn er wieder aus Tübingen wegfuhr, musste er den frühen Zug nach Paris erwischen. Das hieß für mich: fünf Uhr aufstehen, Herrn Celan Frühstück machen und ihn um sechs Uhr zum Bahnhof fahren. An Celan habe ich durchaus gemischte Erinnerungen. Er war in seiner leisen, entschuldigenden Art auch sehr anspruchsvoll. Er hat mich manches Mal zum Durchatmen gebracht, um es freundlich auszudrücken.

ZEIT: Im September 1954 wurde Ihr erster Sohn Tilman geboren.

Jens: In Tübingen hat es Befremden ausgelöst, dass ich erst mit 27 Mutter wurde. Das war mir aber recht egal. Tilman war eine Zangengeburt. Als ich aus der Narkose erwachte, redete mein Mann auf mich ein: Es sei ein Junge, er sehe ganz ungeistig aus.

ZEIT: Sie gaben Ihren Beruf auf, als Sie Mutter wurden. Diskussionen mit Ihrem Mann darüber, wer zu Hause bleibt, gab es vermutlich eher nicht.

Jens: Nein, überhaupt nicht. Das waren völlig andere Zeiten. Wenn man heiratete, kümmerte man sich als Frau eben um die Kinder. Ich fiel später schon unangenehm auf, nur weil ich wieder arbeiten ging. Ich war keine gute Hausfrau. Ich habe nie viel Zeit aufs Kochen verwendet, die Leute sind aber trotzdem immer satt geworden. Mein Mann war da auch keine große Hilfe. Ich habe ihn mir aber ein bisschen erzogen. Ein paar Sachen konnte er dann, abtrocknen, Ofen an- und ausschalten und – na ja, viel mehr auch nicht.

ZEIT: Wie kam es, dass Sie, die junge Literaturwissenschaftlerin und Mutter, 1959 den Auftrag erhielten, Briefe von Thomas Mann herauszugeben?

Jens: Der Verleger meines Mannes wollte, dass er das macht. Mein Mann hatte darauf aber keine Lust. Deshalb sagte er: »Fragen Sie doch meine Frau.« Also wurde



ich gefragt. Ich bin mit dem Verleger an den Zürichsee gefahren, zu Katia Mann. Wir klingelten, sie machte auf, er stellte mich vor: »Das ist Inge Jens.« Katia Mann darauf: »Sie sagten doch, dass Sie mit Frau Jens kommen. Wer sonst sollte sie sein?« Es war die große Wende meines Lebens. Der Startschuss für meine Karriere als Herausgeberin von Tagebüchern und Briefen berühmter Menschen. Ich habe mich nie als Schriftstellerin gesehen, sondern als Editorin. Das konnte ich.

ZEIT: Wie war Ihr Verhältnis zu Katia Mann?

Jens: Wir konnten miteinander. Ich glaube, sie hätte kein Wort gesagt, wenn sie mich nicht gemocht hätte. Ich bin ihr auch nicht sehr nahe gerückt, sondern ließ sie kommen. Sie unterhielt sich gerne mit mir.

ZEIT: Ging es in den Gesprächen auch um die Homosexualität ihres verstorbenen Mannes?

Jens: Nein, nicht direkt, aber um Thomas Manns Vergnügen an Jungen durchaus. Sie war eine unglaublich eindrucksvolle Frau. Über die Flucht aus Deutschland 1933 sagte sie zu mir: »Herausgeworfen haben sie uns. Und das nach einem ehrenwerten Leben.« Das hat sich mir, als im Nazi-Reich Großgewordene und Dagebliebene, eingebrannt.

ZEIT: Erzählten Sie Walter von den Gesprächen?

Jens: Ja. Er wartete zu Hause immer darauf, dass ich kam. Er liebte Klatsch über Thomas Mann. Seine Neugier war atemberaubend. Deshalb interessierte es ihn sehr, was ich arbeite. Einmal rief der Fischer Verlag bei uns an. Mein Mann ging ran. Die Verlagsleute fragten, ob ich für einen Band der Werkausgabe von Thomas Mann ein Nachwort schreiben könnte. Ohne Rücksprache mit mir antwortete mein Mann, seine Frau sei nur an den Tagebüchern interessiert. So etwas kam schon öfter mal vor. Er sagte dann: »Das interessiert sie nicht, kann ich Ihnen schon sagen. Lasst euch etwas anderes einfallen.« Wenn es ihn nicht interessierte, setzte er stillschweigend voraus, dass es auch mich nicht interessierte. Da war er großzügig.



ZEIT: In Ihrer 2009 erschienenen Autobiografie schreiben Sie, Sie hätten sehr darunter gelitten, nicht Mutter einer großen Kinderschar zu sein. Ihr zweites Kind, ein Junge, lebte nur wenige Stunden. Ein paar Jahre später wurden Sie erneut schwanger, doch das Baby starb im Bauch.

Jens: Das war eine furchtbare Zeit. Ich fühlte mich unfähig. Es war ein starkes Defizitempfinden: Ein Kind kriegen kann jeder, dafür braucht man keine intellektuelle Leistung zu erbringen. Da beneidet man jede Frau, die Kinder kriegt. Da hat man Insuffizienzgefühle. Was natürlich Quatsch ist.

ZEIT: Wir können uns vorstellen, dass man damals nach einem solchen Schicksalsschlag ziemlich alleingelassen wurde.

Jens: Du lieber Gott, ja! Psychologische Hilfe war gar kein Begriff. Das passierte einem eben, man hatte damit fertigzuwerden.

ZEIT: Half Ihnen Ihr Mann in dieser Phase?

Jens: Er hat mir insofern geholfen, als dass er mir Arbeit verschafft hat. Die Arbeit hat mich abgelenkt. Nein, sie hat mich gerettet.

ZEIT: Sie haben dann doch noch spät einen zweiten Sohn bekommen. Ärzte boten Ihnen, der inzwischen erfolgreichen Herausgeberin, wegen Ihrer medizinischen Vorgeschichte eine Abtreibung an. Sie entschieden sich dagegen – und dafür, um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu kämpfen. Wie gelang Ihnen das, zwei Kinder zu haben, aber nicht ausschließlich Hausfrau zu bleiben?

Jens: Was soll ich, wenn die Kinder in der Schule sind, machen? Zum fünften Mal die Fenster putzen? Da fand ich es vernünftiger, zu arbeiten. Morgens um 7.15 Uhr habe ich Christoph, unseren jüngeren Sohn, mit anderen Kindern aus der Nachbarschaft zur Schule gefahren. Dann schnell in die Uni-Bibliothek, dort hatte ich bis 12.45 Uhr Zeit. Dann holte ich die Kinder wieder ab.

ZEIT: Das Ergebnis war ein Buch über die Geschichte der Universität Tübingen, das Sie gemeinsam mit Ihrem Mann verfasst hatten, unter Mitwirkung einer Kollegin. In einer Rezension in der *FAZ* schrieb Peter Härtling: »Es ist wohl



anzunehmen, daß die beiden Damen sich durch die Archive und Bibliotheken gewühlt haben, sammelten und sortierten, dem Autor das Dokumenten-Puzzle legten.« Für die Öffentlichkeit war Walter Jens der große Autor.

Jens: Im Prinzip war es schon so. Ich hatte drei Jahre im Archiv gesessen. Ich suchte, er schrieb. Aber: Ich habe nach und nach an Selbstbewusstsein gewonnen. Ich habe gesehen, er kann zwar schreiben. Und viel besser als ich. Nur wusste er ohne mich nicht, was er schreiben soll. Auch bei unseren späteren gemeinsamen Buchprojekten hatte er meist nichts in der Hand außer seiner Meinung – während ich die Dokumente hatte.

ZEIT: Walter Jens leugnete öffentlich Ihren enormen Anteil an dem Universitätsbuch und sagte, Sie hätten bloß Archivarbeit gemacht.

Jens: Da bin ich mal wütend gewesen! Es war das erste und einzige Mal, dass ich mir überlegt habe, mich scheiden zu lassen.

ZEIT: Sonst hatten Sie beide aber selten Streit, oder?

Jens: Fast nie. Auch bei der Erziehung unserer Kinder haben wir uns gut ergänzt. Ich bin ja der Meinung, dass es Quatsch ist, Erziehung in männlich und weiblich zu zerlegen. Aber wenn Sie schon so rechnen, würde ich sagen, ich hatte durchaus auch einige männliche Züge. Ich habe die Märklin-Modelleisenbahn aufgebaut. Mein Mann fiel für solche Sachen völlig aus. Er war für die Kinder ungeheuer wichtig, nur nicht gerade beim Eisenbahn-Aufbauen.

ZEIT: Er nahm Tilman als 13-Jährigen mit zu einem nächtlichen Protest vor der Springer-Druckerei, um die Auslieferung der *Bild* zu verhindern. Es gab einen Polizeieinsatz. Danach sagte Ihr Mann: »Besser, der Junge atmet Tränengas, als dass er Haschisch raucht.« Wie fand die Mutter das?

Jens: Warum nicht? Ich war auch keine Anhängerin der Springer-Presse, und wenn der Vater den Sohn mitnimmt, ist das völlig in Ordnung. Ich finde es immer gut, wenn Kinder lernen, dass es durchaus Situationen geben kann, in denen sie zusammen mit den Eltern gegen etwas sein können.



ZEIT: Das Tränengas war okay?

Jens: Besser als Haschisch.

ZEIT: Damals war Springer der Feind der Linken, und Intellektuelle hatten noch eine andere Rolle. Günter Grass und Heinrich Böll machten Wahlkampf für die SPD, Ihr Mann beriet den Bundeskanzler: Im Archiv liegen Briefe von Helmut Schmidt, in denen er Walter Jens unter anderem für dessen Ratschläge dankt, die in eine Regierungserklärung Eingang fanden.

Jens: Wir waren zuvor in Hamburg mit Willy Brandt und Helmut Schmidt und irgendjemand anderem aus der SPD-Spitze essen gegangen. Schmidt war furchtbar aufgeregt wegen der Regierungserklärung. Deshalb fragte er meinen Mann, ob der ihm helfen könne. Schmidt war natürlich nicht offiziell aufgeregt, aber Sie merkten es. Er war, zumindest am Anfang, ein unbeholfener Mann. Nach außen konnte er das verdecken. In solchen Situationen tätschelte ihn Willy Brandt und sagte: »Helmut, mach mal halblang. Alles nicht so schlimm.« Einmal saß mein Mann bei irgendeiner Veranstaltung, vielleicht einem Parteitag, mit all den SPD-Granden neben dem Staatsrechtler Carlo Schmid, der zu ihm sagte: »Jetzt schauen Sie sich mal um, Herr Jens. Ist es nicht eine deprimierende Vorstellung, zu denken, dass Sie und ich die Einzigen in diesem riesigen Saal sind, die wirklich gut Latein können?«

ZEIT: Gleichzeitig griff der politische Gegner die Intellektuellen an. Edmund Stoiber, damals Generalsekretär der CSU, nannte Ihren Mann und andere eher linke Schriftsteller im Bundestagswahlkampf 1980 »Ratten und Schmeißfliegen«.

Jens: *So what?* Tut ja nicht weh. Volk schlägt sich, Volk verträgt sich.

ZEIT: Ihr politisches Engagement brachte Sie und Ihren Mann sogar zweimal vor Gericht. Das erste Mal wegen Ihrer Teilnahme an einer Blockade des Pershing-Raketensstützpunktes in Mutlangen. In Ihrer Verteidigungsrede, die im *Spiegel* abgedruckt wurde, erinnerten Sie an Ihre eigenen Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg.



Jens: Ja, natürlich. Ich wusste, was Krieg bedeutete. Ich kann ja nicht gegen eine Wiederbewaffnung protestieren, wenn ich nicht weiß, was eine Bewaffnung anrichten kann.

ZEIT: In einem Leserbrief schrieb anschließend ein Professor aus Heidelberg: »Nach Lektüre dieser labbrigen Verteidigungsrede der Germanistin Jens befiel mich die Lust, ihr das Grundgesetz um die Ohren zu schlagen.«

Jens: Habe ich, glaube ich, gar nicht gelesen. Aber wenn er dieser Meinung war, war er eben dieser Meinung. Ich will niemanden daran hindern, zu sagen, was er denkt. Das ist das Wesen einer Demokratie.

ZEIT: Es wird heute viel über Meinungsfreiheit diskutiert, darüber, wer etwas sagen darf und wer nicht. Verfolgen Sie die aktuellen Debatten um Cancel-Culture?

Jens: Cancel was?

ZEIT: Cancel-Culture, also die soziale Ächtung von Personen, die etwas angeblich Unanständiges getan haben.

Jens: Ich glaube, der Mensch ist kein fehlerloses Wesen. Jeder kann sich irren. Und wenn einer seine Meinungen halbwegs anständig vertritt und so vertritt, dass andere Meinungen auch noch Platz haben, dann finde ich die Sache in Ordnung. Wenn er für sich das Allein-Sprech-Recht beansprucht, finde ich das nicht in Ordnung.

ZEIT: Der zweite Prozess gegen Sie fand Anfang der Neunzigerjahre statt. Während des ersten Irak-Krieges hatten Sie und Ihr Mann zwei Wochen lang zwei amerikanische Deserteure beherbergt. Sie beide wurden wegen Beihilfe zur Fahnenflucht verurteilt.

Jens: Ich fand einfach, die zwei waren arme Schweine. Ich konnte die doch nicht auf der Straße stehen lassen. Sie waren Flüchtlinge. Ich billigte das, was sie getan hatten.

ZEIT: Zunächst sollte nur Ihr Mann angeklagt werden.



Jens: Das hat mich geärgert. Ich bin dann hingegangen zur Polizei und habe gesagt, dass ich genauso beteiligt war: Die Suppe und die Betten für die Deserteure habe schließlich ich gemacht!

ZEIT: Sind Sie Feministin?

Jens: Keine überzeugte. Mann und Frau sind gleichberechtigt – danach habe ich immer gehandelt. Einfach tun, nicht groß drüber reden. Trotzdem erkenne ich Alice Schwarzer und ihren Kombattantinnen hoch an, was sie erreicht haben.

ZEIT: Sie haben eine recht klassische Ehe geführt. Gleichzeitig hatte Ihr Mann nichts dagegen, dass Sie arbeiteten und unabhängig waren.

Jens: Er wollte das sogar. Da war er sehr modern. Ohne ihn wäre ich nicht das geworden, was ich heute bin.

ZEIT: Marcel Reich-Ranicki schrieb, dass Walter Jens jegliche Form des Fremdgehens verabscheue: »Sollte sich Jens in ein Bordell verirren – natürlich nur als neugieriger Tourist –, würde er dort, befragt, was er trinken wolle, sehr wahrscheinlich antworten: ›Kamillentee‹.«

Jens: (*lacht*) Ist nicht ganz schlecht. Und in der Grundtendenz richtig. Mein Mann war das Gegenteil von Marcel, deshalb hat er seine draufgängerische Art auch entsprechend bewundert.

ZEIT: Marcel Reich-Ranicki nannte seine Freundschaft zu Walter Jens »nicht nur die weitaus längste und wichtigste in meinem Leben, sondern auch, ich bin dessen sicher, die seltsamste«. Wie würden Sie diese Freundschaft beschreiben?

Jens: Sie war ungeheuer eng. Die beiden haben jeden Tag miteinander telefoniert. Mein Mann lag da, hatte die Beine über den Couchsessel gelegt, und dann haben die stundenlang erzählt. Wie zwei Teenager.

ZEIT: Über was?

Jens: Über weiß der Teufel was. Sie hatten sich immer etwas zu erzählen. Es ging um Literatur, um die Frauen bei Marcel, um ich weiß nicht was alles. Die ließen



kein Thema aus. Ich habe es nie ganz verstanden, weil ich kein so enges Verhältnis zu Marcel hatte. Ich habe fremdgehende Männer nicht so gerne – und Marcel war da großzügig. Seine Frau wusste, was er tat, es war nicht geheim.

ZEIT: Marcel Reich-Ranicki, der Ihren Mann 1959 bei der Gruppe 47 kennengelernt hatte, schrieb in seiner Autobiografie: »Was zum Wesen und Charakter eines jeden Schriftstellers gehört, wurde bei ihm, Walter Jens, von Anfang an systematisch entwickelt und konsequent angetrieben: ein Geltungsbedürfnis, das in Geltungssucht übergehen kann.« Hatte Reich-Ranicki recht?

Jens: Das halte ich für den absoluten Quatsch. Wenn einer geltungssüchtig war, war es Marcel.

ZEIT: Die Freundschaft der beiden zerbrach, nachdem Ihr Sohn Tilman, der Journalist geworden war, enthüllte, dass Reich-Ranicki gleich nach dem Zweiten Weltkrieg für den polnischen Geheimdienst gearbeitet hatte.

Jens: Das war nicht schön. Ich weiß auch nicht, ob das so notwendig gewesen wäre. Aber gut, so war es nun mal. Als ältere Herren haben mein Mann und Marcel ihren Streit ja dann beigelegt. Sie haben sich versöhnt, weil sie ohne einander einfach nicht konnten.

ZEIT: Mitte der Nullerjahre erkrankte Ihr Mann an Demenz. Wie bemerkten Sie die ersten Anzeichen?

Jens: Erst verhaspelte er sich bei Lesungen, machte Fehler, dann kam er zum Beispiel mit kleinen Texten zu mir, die er gerade geschrieben hatte – und die wenig Sinn ergaben. Ich sollte sie ihm ins Reine schreiben. Ich dachte mir dann irgendwelche Sätze aus. Als mir der Arzt sagte, dass mein Mann dement sei, bin ich erst mal nach Hause und habe im Brockhaus nachgeschlagen, was das heißt: dement.

ZEIT: Sie ließen ihn trotz der Demenz weiter am Leben teilhaben. Sie nahmen ihn mit zum Einkaufen im Supermarkt, weil er das liebte. Hinter Ihrem Rücken wurde getuschelt: Wie kann die Frau ihren Mann nur so bloßstellen?



Jens: Es ist doch keine Schande, wenn einer dement ist. Das sind Menschen mit normalem Empfinden. Es war mir wichtig, dass er ein lebenswertes Leben führen kann. Aber das müssen Sie den Leuten erst mal klarmachen.

ZEIT: Noch mehr Gerede gab es, als herauskam, dass Walter Jens von seiner Pflegerin regelmäßig mit auf ihren Bauernhof genommen wurde. Man sah nun den ehemaligen Großredner und Großschriftsteller, wie er Kaninchen mit Mohrrüben fütterte, Katzen streichelte, Kühe beobachtete.

Jens: Natürlich hat sich Tübingen darüber den Mund zerfetzt: ein solcher Mann auf dem Bauernhof! Aber: Was sollte er sonst machen? Er war dort glücklich. Er war nun mal nicht mehr auf der Höhe seines kulturellen Daseins.

ZEIT: Es gab viele schwierige Momente. Es kam vor, dass Ihr demenzkranker Mann Sie schlug.

Jens: Er konnte schlagen, ja.

ZEIT: Hatten Sie manchmal Angst vor ihm?

Jens: Nein. Ich konnte mich wehren. Er wollte mich ja nicht verletzen. Er reagierte etwas ab. Das hatte ich verstanden.

ZEIT: Sie haben später einen erschütternden Satz geschrieben: »Ich habe ihm oft den Tod gewünscht.« Am Ende des Films *Liebe* von Michael Haneke erstickt ein alter Mann seine demenzkranke Frau mit einem Kissen. Gab es auch bei Ihnen Augenblicke, in denen Sie über so etwas nachdachten?

Jens: Nein. Ich hätte das nie gekonnt. Aber dass man hin und wieder das Bedürfnis hatte, diesem Zustand ein Ende zu setzen, ist ja klar. Alles in allem ist es kein unwürdiger Zustand. Sie lernen viel über Menschenwürde, wenn Sie mit einer dementen Person zusammenleben.

ZEIT: Wie war es, als er schließlich starb?

Jens: Ich hatte den Vormittag an seinem Bett verbracht. Er war schwach. Ich unterhielt mich drei Stunden lang mit ihm. Nachmittags fuhr ich mit einem Schüler



meines Mannes zu einer Lesung in einem Dorf: Gedichte von Walther von der Vogelweide. Auf dem Rückweg zog sich der Himmel zu, es regnete. Als wir an einem Tannenwald vorbeikamen, sah der Himmel aus wie eine schwarze Wand. Gleichzeitig tauchte die Sonne über dem Berg auf. Und dann baute sich ein unglaublicher Regenbogen auf. Sie kennen mich mittlerweile: Ich bin kein Spökenkieker. Aber als ich den Regenbogen sah, wusste ich, jetzt ist es passiert: Mein Mann ist gestorben. So war es dann auch.

Walter Jens liegt auf dem Tübinger Stadtfriedhof begraben, nur ein paar Hundert Meter vom Seniorenstift entfernt. Am zweiten Tag unserer Begegnung, einem sonnigen Herbstsamstag, zeigt uns Inge Jens diesen Ort. Es ist ein Ehrengrab, ab und zu schauen Besucher vorbei, die Stadt hat extra eine Sitzbank aufgestellt. Das Grab von Walter Jens ist schlicht und doch wuchtig: ein großer, dunkler Stein. Im Boden eine kleine Platte: Tilman Jens. Vater und Sohn teilen sich eine Ruhestätte. Drei Meter weiter ruht der große katholische Theologe, Priester und Kirchenkritiker Hans Küng, der jahrzehntelang um die Ecke der Familie Jens wohnte und in diesem Frühjahr starb. Inge Jens lässt den Rollator stehen und setzt sich auf die Bank. Den halben Nachmittag wird sie hier in der Sonne sitzen, auf die Gräber blicken und reden.

Jens: Mein Mann und Hans Küng wollten ihren Dialog fortsetzen. Deshalb haben sie darauf bestanden, nebeneinander beerdigt zu werden.

ZEIT: Die beiden waren gut befreundet?

Jens: Wenn Küng und Jens in Tübingen früher gemeinsam Vorlesungen hielten, pilgerten 2000 Menschen dorthin. Danach gingen wir mit den Küngs und ein paar anderen Leuten zu uns oder zu ihnen und tranken ein Glas Wein. Er hatte ja eine Lebensgefährtin, eine sehr nette Frau, die auch in seinem Haus wohnte. Es gab eine Treppe von Hans Küngs Wohnung zu ihr nach oben. Mein Mann taufte sie gleich »die zölibatäre Treppe«. Nach ihrem Tod hatte er kaum jemanden mehr zum Reden. Ich war bis zuletzt jeden Samstag bei ihm.



ZEIT: Im vergangenen Jahr ist auch Ihr Sohn Tilman gestorben. Dürfen wir mit Ihnen darüber sprechen?

Jens: Selbstverständlich. Fragen Sie!

ZEIT: Was geschah an diesem Tag im Juli 2020?

Jens: Mein anderer Sohn Christoph rief mich an und sagte: »Tilman ist tot.« Ich fragte: »Wieso?« Er sagte: »Er hat Suizid gemacht.« Wissen Sie, er war schwer zuckerkrank, er hatte einen nekrotischen Zeh, über kurz oder lang hätte man ihm einen Fuß amputieren müssen. Er war ein Reporter! Wenn Sie den hätten einsperren müssen, er wäre nicht glücklich geworden. Sie haben ihn dann in Leipzig eingeschert. Die Urne schickten sie mir hierhin. Es war ein schönes Begräbnis.

ZEIT: In diesem Sommer erschien posthum das letzte Buch von Tilman, mit dem der Suizid öffentlich wurde. Haben Sie es gelesen?

Jens: Ja freilich. Was soll ich sagen: Sein Selbstmord hat mich natürlich sehr geschmerzt. Aber er hat mich nicht überrascht. Ich wusste über Tilmans Seelenzustand ziemlich gut Bescheid.

ZEIT: Es ist ein Buch, in dem er brutal offen über sich selbst schreibt, über seinen schwächer werdenden Körper, seine Zweifel, über Einsamkeit. Zum Beispiel: »Ich habe Talent, mich zu verzanken.« Er attestiert sich selbst »Grobianismus«. Ihnen und der Familie macht er keinerlei Vorwürfe: »Ich hab's selber verbockt. Kein anderer sonst.«

Jens: Tilman war schonungslos offen, auch sich selbst gegenüber. Und er hatte keine Angst vor Reibereien.

ZEIT: In diesem letzten Buch schreibt er viel über seine Selbstmordgedanken.

Jens: Diese Gedanken sind uralte gewesen.

ZEIT: Wissen Sie, wann sie anfangen?

Jens: Der große Einschnitt in seinem Leben kam mit dem Einstieg bei Johnson.



Tilman Jens stieg 1984 für eine »stern«-Reportage in das Haus des Schriftstellers Uwe Johnson ein, der mit Walter Jens befreundet war. Johnson war dort kurz zuvor verstorben. Als herauskam, was Tilman getan hatte, schrieb Fritz J. Raddatz in der ZEIT: »Ein Eleve namens Tilman Jens spreizt die Feder (...). In der letzten Ausgabe des ›Stern‹ ist ein Musterbeispiel von Gossenjournalismus zu lesen.« Günter Grass beschuldigte den Piper Verlag, der aus Tilmans Reportage ein Buch machte, der Unmoral. Der damals 29-jährige Tilman Jens wurde vom »stern« entlassen. Später drehte er als freier Journalist vor allem Fernsehbeiträge.

Jens: Das bei Johnson, das war eine Idiotie von Tilman. Keine Frage. Aber er war noch jung, und da macht man Fehler. Was danach passierte, wäre nicht nötig gewesen. Ich sehe da Raddatz sehr stark beteiligt. Er und mein Mann mochten sich nicht. Raddatz war ein untreuer, unsteter Mensch, ein Snobist. Mir waren wenige Menschen so unsympathisch wie er. Wenn der Rotwein nicht richtig temperiert war, beschwerte er sich. Der Einstieg bei Johnson war für Raddatz ein willkommenener Anlass, Rechnungen mit meinem Mann zu begleichen. Er hätte seinen Mund halten sollen.

ZEIT: Tilman bereute den Einstieg später.

Jens: Es war falsch, ganz klar. Aber es war nicht das Verbrechen, zu dem es hochstilisiert wurde. Man kann doch nicht ein ganzes Leben umkehren wegen so etwas. Sein Rauschmiss beim *stern* hat ihn aus der Bahn geworfen. Er hatte kein festes Zuhause mehr, keine Heimatredaktion. Und das war für Tilman wichtiger, als die Leute dachten. Er hat es doch nicht böse gemeint. Man macht das nicht, aber mein Gott, er war ein Anfänger.

ZEIT: Wie war das für Sie als Mutter – zu sehen, wie Ihr Sohn aus der Bahn geriet?

Jens: Es war sehr schwierig. An Tilman habe ich schon mit viel Sorge gedacht. Sein Bruder Christoph ist da ganz anders. Er ist ein umsichtiger und hilfsbereiter



Mensch, ein Sonnenschein, der seinen Weg gegangen ist und sich heute immer um mich kümmert.

ZEIT: In dem posthum erschienenen Buch beschreibt Tilman berührend einen Besuch bei Ihnen im Februar 2020. Er sei nach dem Abschied mit feuchten Augen zum Bahnhof gegangen und habe sich gefragt: »Wie oft werde ich meine Mutter noch sehen?« War es das letzte Mal, dass Sie ihn gesehen haben?

Jens: Ja, ich glaube, das war das letzte Mal. Er wusste zu diesem Zeitpunkt selbst noch nicht, dass er es bald tun würde, denke ich. Aber wissen Sie: Ihre Kinder gehören ja nicht Ihnen. Sie setzen sie in die Welt, ziehen sie auf, und irgendwann gehen sie auf eigenen Beinen. Dann müssen Sie loslassen.

ZEIT: Sie sprechen sehr reflektiert und umsichtig über dieses Thema.

Jens: Dieses Thema, Suizid, ist ja gesellschaftlich ein großes Tabu. Was ich nicht ganz gerechtfertigt finde. Warum nicht frei darüber reden? Ich darf darüber sprechen, wenn jemand mit so und so vielen Schläuchen im Krankenhaus stirbt. Das ist akzeptiert. Das andere nicht. Das halte ich für Blödsinn.

ZEIT: Frau Jens, es gab ja im Laufe der Jahre einige Themen, die viele Menschen in Deutschland bewegten und die anhand Ihrer Familie öffentlich diskutiert wurden. Politisches Engagement, die Freundschaften und Feindschaften zwischen Intellektuellen. Später Sterbehilfe und Demenz.

Jens: Das war mir immer wurscht. Ich hatte mich um meine Familie zu sorgen. Was andere darüber dachten und sagten, war mir egal.

ZEIT: Trotz der Schicksalsschläge – würden Sie sagen, Sie hatten ein glückliches Leben?

Jens: Ja. Ich habe keine Sachen, bei denen ich das Gefühl habe, die schleppe ich mit mir herum. Ich bin dankbar für dieses Leben. Es war nicht nur lang, sondern auch interessant und abwechslungsreich und erfüllt.

ZEIT: Beschäftigen Sie sich viel mit dem Tod?



Jens: Nein, nicht ständig. Ich denke aber über mein Jenseitsverständnis nach. Und da stelle ich zu meinem Erstaunen fest, wie sehr das noch kindlich geprägt ist: dass es Himmel und Hölle gibt, dass der liebe Gott über alles wacht. Die Vorstellung, dass mir mein Mann oder mein Sohn dort oben freudestrahlend entgegenrennen und sagen, schön, dass du da bist – die habe ich allerdings nicht.

ZEIT: Sie sollen Ihr Begräbnis schon genau geplant haben. Ihr Wunsch ist es, dass bei der Trauerfeier in der Tübinger Stiftskirche Brahms' Requiem in Auszügen gespielt wird.

Jens: Es wird wohl doch was anderes. Ich habe mit dem Kantor geredet, und er meinte, sie müssten das Brahms-Requiem ganz neu einstudieren. Ich habe gesagt: »Lassen Sie's, dann nehmen wir Mozart.«